

OSTTIROLER HEIMATBLÄTTER

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

Nummer 2/1999

67. Jahrgang

Lois Außersteiner

Gerold Foidl – „Der Richtsaal“

Eine Nachlese anlässlich der 60. Wiederkehr des Geburtstages von Gerold Foidl

Gerold Foidl wäre am 28. April vergangenen Jahres 60 Jahre alt geworden. In Osttirol dürfte er nur wenigen wirklich ein Begriff sein, obgleich er der einzige namhafte Autor aus unserem Bezirk ist, dessen Werke in Programme renommierter Verlage wie Suhrkamp oder Fischer Aufnahme gefunden haben. Foidls Roman „*Der Richtsaal – Ein Hergang*“ ist wegen seiner „neuen“ Sicht von „Heimat“ (im weiteren Sinn des Wortes) in literarisch engagierten Kreisen als Sensation aufgenommen, hierzulande, obwohl nur von einem kleinen Kreis gelesen, wohl mehr oder weniger als „Skandal“ empfunden worden. Allzusehr widersprach das von ihm entworfene Bild einer Lienzer Mittelstandsfamilie – des Lienzer Milieus generell – liebgewonnenen, längst sakrosankt gewordenen Klischees.

Foidl versucht einen Gegenbeweis gegen jene häufig geäußerte Behauptung zu führen, wonach eine „harte“ Jugend ein erfolgreiches Erwachsenenleben quasi garantiere. (Man vergleiche die Artikelserie im Osttiroler Boten „Osttiroler Wurzeln“ – Eine

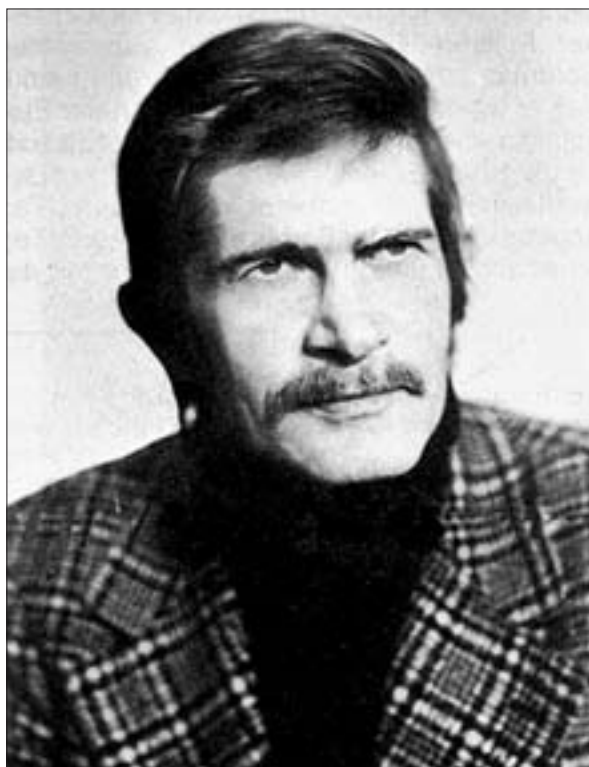
Serie über Karrieren fern der Heimat.) In seinem Roman „*Der Richtsaal – Ein Hergang*“ stellt Foidl den Hergang einer Kindeseeleentötung in mehreren Etappen eindringlich – manche werden sagen „auf höchst abstoßende Weise“ – dar.

Foidls posthum veröffentlichte Notizen, endredigiert von Peter Handke, erschienen unter dem Titel „*Scheinbare Nähe*“, zeigen das fatale Ergebnis – so sieht es zumindest Foidl selbst – einer solch problematischen Genese. Es sind Aufzeichnungen eines sich selbst und seiner Umgebung zum Vorwurfsekel Gewordenen, eines im Leben Gescheiterten. Gnadenlos und akribisch zugleich, mit unglaublicher sprachlicher Schärfe, seziert Foidl sein eigenes Selbst, sein elendes Dasein, seine Sicht von der Welt, die er schon früh als Prosektur zu begreifen gezwungen worden zu sein meint.

Uns Osttirolern wäre die Lektüre der Werke Foidls, eben weil sie unserem sorgsam gehegten Selbstbild dermaßen widersprechen, als geistige Fastenkur unbedingt anzuraten.

Zur Person des Autors

- Gerold Foidl wird am 28. April 1938 als Sohn des Heinrich und der Ida Foidl, geb. Gasperotti, in Lienz geboren.
- Im Alter von sieben Jahren erlebt er mit eigenen Augen den Höhepunkt der Kosakentragödie im Lager Peggetz/Lienz mit. In diesen Bildern, die ihn zeitlebens verfolgen, sieht Foidl eines seiner Lebenstraumata.
- 1947 kehrt Foidls Vater aus der Kriegsgefangenschaft heim.
- 1948 – 1952 besucht Foidl die Unterstufe des Lienzer Gymnasiums.
- 1952 verbringt Foidl ein halbes Jahr in der Psychiatrischen Klinik (Einlieferungsgrund: Epilepsie).
- 1960 stirbt die Mutter an den Folgen eines Verkehrsunfalls.
- 1962 unternimmt Foidl einen Selbstmordversuch und landet in der HNO-Klinik.
- Nach seiner Genesung absolviert er die dreijährige Handelsschule in Lienz. Im Anschluß daran ist



Gerold Foidl (1938 – 1982).

Foto: Archiv

er als Zollbeamter in Reutte und Innsbruck tätig. Später findet Foidl eine Anstellung im Finanzministerium in Wien. Auch in Kufstein ist Foidl als Zolldeklarant einer Speditionsfirma beschäftigt.

- 1968 fesselt den Autor ein schwerer Verkehrsunfall für ein ganzes Jahr ans Gipsbett.
- Von 1970 bis zu seinem frühen Tode lebt Foidl in Salzburg.
- 1978 unternimmt er eine Griechenlandreise, 1979/80 lebt er vorübergehend in Mexiko.
- 1980 erlangt Foidl Kenntnis von seiner Lungenkreberkrankung.
- 1981 nimmt Foidl als Obmann der „Salzburger Autorengruppe“ am Ersten Österreichischen Schriftstellerkongreß in Wien teil.
- Die letzte Zeit seines Lebens verbringt er im Sonderkrankenhaus Grafenhof. Gerold Foidl erliegt am 29. März 1982 seiner Kreberkrankung. Er findet in Kötschach-Mauthen seine letzte Ruhestätte.

Gerold Foidls literarisches Werk

Im Alter von 16 Jahren (1954) hatte Gerold Foidl eine Erstfassung seines Romans „Der Richtsaal“ in Manuskriptform erstellt. Der Vater verbrannte sie. Daraufhin schrieb Foidl rund 20 Jahre lang „für die Schublade“. 1978 erschien im Walter Verlag/Olden der Roman „Der Richtsaal. Ein Hergang“.

1981 erschien der Roman im Fischer-Taschenbuchverlag. 1998 wurde das Werk in der Reihe Skarabaeus der Edition Löwenzahl von Frau Dorothea Macheiner neu herausgegeben. Die Neuauflage enthält nun auch den seinerzeit „unterdrückten“ dritten Teil des Romans.

Was die gattungsmäßige Zuordnung betrifft, wird man das Werk mit einigem Recht einen Entwicklungsroman (allerdings mit negativer Entwicklungszielrichtung), aber auch einen Zeitroman nennen dürfen. Bedenkt man, daß bereits 1954 eine Manuskriptfassung vorlag, so darf man den Roman zu den sehr frühen Werken der sogenannten „Neuen Heimatliteratur“ zählen. Die Heimat – in diesem Falle Lienz in Osttirol und sein Milieu – wird ihrer Klischees völlig entzaubert vorgestellt. Verwandte Sichtweisen der „Heimat“ begegnen uns bei Thomas Bernhard („Die Ursache“, „Der Keller“), bei Franz Innerhofer („Schöne Tage“, „Schattseite“), bei H. C. Artmann („Mid ana schwaozn Dintn“) u. a.

Ist man hinsichtlich der Maßstäbe einigermaßen risikofreudig, darf man den letzten Abschnitt des Romans, den Psychrieteil, ohne weiteres in eine methodische Reihe mit den „Reportagen“ eines Günter Wallraff stellen. Motivisch leidet Foidl – früher als Felix Mitterer – an eben den selben „Zeitphänomenen“ („Sibirien“, „Kein schöner Land“, „Kein Platz für Idioten“ usw.). Die Lienz-Sicht Foidls findet auch Anklänge bei F. X. Kroetz („Dolomitenstadt Lienz“), entfernt auch bei Christoph Zanon („Schattenkampf“), Hans Salcher (Lyrik) und den Autoren der „Lienzer Wandzeitung“.

G. Foidls Text aus dem Nachlaß mit dem Titel „Scheinbare Nähe“ ist mittlerweile vergriffen.

Die Nachlaßverwalterin, Frau D. Macheiner, schrieb 1985 ein Hörspiel über G. Foidl. Es trägt den Titel „Grüner Vogel Sehnsucht“, wurde im Landesstudio Steiermark aufgenommen und im ORF sowie im SFB gesendet.

„Gelobt sei, was uns ‚hart‘ macht“

„Stubenrein“ nennt man eine Kreatur, die soweit domestiziert ist, daß sie die Stube – im städtischen Milieu ist es wohl das Wohnzimmer – „rein“ hält, nicht durch Körperabsonderungen versaut. Domestikationsverweigerern wird obgenannte Räumlichkeit jedoch sehr leicht zum „Richtsaal“.

So ähnlich ergeht es Zeit seines Lebens dem Ich-Erzähler, dem jungen Gid Flora im Roman „Der Richtsaal“ des in Lienz geborenen Autors Gerold Foidl.

Gid Flora verweigert konsequent jegliche Homodomestikation. Er kann und will nicht im Sinne jener Sippe von Provinzatridenten, in die ein unseliges Schicksal

ihn hineinverflucht hat, „hart“ werden.

Eine Seelenwunde – aufgerissen durch das Entsetzen, das den Siebenjährigen angesichts des Verbrechens an den Kosaken im Lager Peggetz bei Lienz befällt – schließt sich das ganze Leben nicht mehr. Sie vernarbt nicht, und was ist denn unsere sogenannte gesunde Härte dem Leben gegenüber anderes, als unsere auf und auf hartvernarbte Seele? Gid ist zur Existenz des Seelenbluters verurteilt. Der erlebte Schrecken bleibt aber entscheidende Jahre hindurch „unaussprechlich“. Nicht einmal seiner Mutter gegenüber, mit der er als dem einzigen Menschen über alles reden kann, offenbart er sich in dieser Sache.

„Nur über ein Erlebnis habe ich nie mit ihr gesprochen. Sie wußte nichts davon, und mir verschlug es bei jedem Anlauf, es ihr anzuvertrauen, die Sprache. (...) Während ich ratlos meinem eigenen Verlangen gegenüberstand, mich endlich mit jemandem darüber auszusprechen, spürte ich, wie mich dieses Erlebnis immer mehr veränderte. Mit dem Kosakenmassaker begann mein Weg in die Einsamkeit“. (G. Foidl. *Der Richtsaal*, S. 38)

Von Anfang an betrachtet er das Gesehene als „Sein Problem“ – ganz im Unterschied zu seiner Großmutter. „Was hat das mit uns zu tun?“ ist ihre Reaktion auf die Frage, ob sie sich an die Kosaken im Barackenlager erinnern könne. Er, Gid, kann nach all dem Geschehenen nicht dastehen wie die Briten, so, „als wäre nichts geschehen“.

In einer Familienatmosphäre, die der Erzähler als „Treibhausatmosphäre“, als „stickiges Klima“ empfindet, „in dem kein Platz für Menschen war, die sich wie Vögel nach Freiheit sehnen“, in einer Atmosphäre, „in der man stets Zwängen ausgeliefert war, weil allein die übermächtige Großmutter stets bestimmte, was zu geschehen, was zu unterbleiben habe“, wird solche Betroffenheit unter gar keinen Umständen geduldet, muß dieses Trauma des Siebenjährigen tumorös werden.

Diese Großmutter ist es auch, die die Zwangsabtreibung an der Mutter des Ich-Erzählers veranlaßt. Diese äußerst grausame „Kindwegmachung“ – Ausgeburt einer regelrechten Sippenverschwörung zur Rettung der „Familienehre“ und durchgeführt vom Arzt-Onkel Elmar unter Zuhilfenahme eines Eßlöffels und mit tatkräftigster physischer Unterstützung durch die Anstiftergroßmutter – ist der zweite Fall unter dem Lebenskrenz des kleinen Gid.

Der dritte besteht in der Einweisung des epileptischen Zwölfjährigen in die als nackte Hölle erfahrene Nervenheilanstalt, welche durch die Großmutter und den Arzt-onkel Elmar veranlaßt wird, weil die Sippschaft und besonders Arzt Elmar befürchten müssen, daß infolge der sturen „Verbohrtheit“ des Kleinen die Abtreibungsangelegenheit gerichtsanhängig wird, womit eine entscheidende Weiche in Richtung des gesellschaftlichen Aufstiegs der Familie gestellt wäre. Gid begreift diese Einweisung auch zeitlebens als Abschiebung, Entsorgung eines die „Familienehre“ bedrohenden lästigen, unbekehrbaren Störenfrieds.

Gerold Foidl

Der Richtsaal

Roman

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Dorothea Macheiner

Titelseite der Neuauflage von Gerold Foidls Roman „Der Richtsaal“ in der Edition Löwenzahl (Skarabaeus), Innsbruck 1998.

„Die Heimat – ein Richtsaal“

Diese drei entscheidenden Verwundungen und die unzähligen, an einer sensiblen Kind-Seele unternommenen Verbiegungs-, Streckungs- und Brechungsversuche hinterlassen schließlich ein sprödes, eitriges, aus vielen Wunden blutendes Seelen-Etwas, das nun in einer bedrückenden Rückschau – zum Selbstmord entschlossen – Abrechnung hält mit denen, die man gewöhnlich die „Seinen“ nennt. Der tiefere Sinn dieses Suizids liegt in der Absicht begründet, dem versammelten Bestiarium, allen voran der Großmutter, sein Ganz-und-gar-nicht-einverstanden-Sein mit der vorgefundenen Welt ein für allemal klar zu machen. Aus diesem Grunde – und nur aus diesem – hat er die Reise von Wien, wo er seine Tätigkeit als Finanzbeamter hingeschmissen hat, nach Lienz unternommen, nach einem Lienz, das so gar nicht in unseren idyllisch präformierten Erwartungshorizont passen will. Lienz ist im Roman als eine menschliche Hölle beschrieben und das von so vielen Behaglichkeitsvorstellungen begleitete Wohnzimmer als „Der Richtsaal“.

Dieser Richtsaal – Schauplatz eines der drei haarsträubenden Schlüsselereignisse des Romans – ist gleichsam Symbol und „Tatort“ von Menschen, deren Menschlichkeit unübersehbar – wie Foidl zu sehen meint – Schaden gelitten hat. Überlieferte Werthaltungen sind durch prägende Erfahrungen der „Moderne“ (Faschismus, Nationalsozialismus, Kriegs- und Nachkriegszeiten usw.) brüchig geworden, teilweise gänzlich verschwunden. In wichtigen Punkten – so stellt es jedenfalls Foidl in seinem Roman dar – ist die so entstandene Lücke durch brutale, sozialdarwinistische, in letzter Konsequenz „unmenschliche“ Inhalte geschlossen worden. Somit zeigt sich uns der „Richtsaal“ als das Trümmerfeld der sogenannten „bodenständigen“ (Klein)bürgermoral. Foidl

versucht dem Leser aber wohl auch besonders bewußt zu machen, was aus diesen Ruinen wächst und welche Wachstumsbedingungen der neue (in diesem Falle „heimatliche“) Menschenschlag zu akzeptieren bereit ist.

Die Auseinandersetzung des heroisch und elendig leidenden Einzelnen, des Gid Flora, mit „seiner“ kleinstädtischen, infolge der Zeitumstände von der allgemeinen Verdinglichung, Entsittlichung und Verrohung befallenen Sippe, später mit der unbarmherzigen Norm(alis)ierungsmaschinerie der Nervenheilanstalt ist das Kernthema Foidls.

Die Familienhöhle

Diese kleinstädtische, vom Krieg und seinen Folgen in ihrem inneren Gefüge sich bedroht fühlende, um jeden Preis aufrappelungsorientierte Familie wird repräsentiert vor allem durch eine ungeheuer dämonisch, in gleichem Maße aber faszinierend gezeichnete Großmutter. Sie ist der eigentliche, auf jeden Fall der gewichtigste Antagonist Gid Floras. Von ungeheurem Machtwillen besetzt, ist sie bereit, ihrem einzigen Gott „Familie“ jedes erdenkliche Opfer zu bringen. Sie manipuliert, geschickt an allen möglichen „Schwächefäden“ ziehend, mit Ausnahme Gids, sämtliche Mitglieder der Familie. Nur Gid, der Ich-Erzähler, verweigert das Eingeeordnet-Werden in diesen großmütterlichen Familienentwicklungs- und -erhaltungsplan.

Das männliche Rollenaufgebot, vor allem der Großvater und der Vater des Protagonisten haben ihre Patriarchenrolle längst eingebüßt, sofern sie eine solche bei Vorhandensein einer derart durchsetzungsfähigen Großmutter überhaupt jemals zu spielen in der Lage gewesen sein sollten. Seinem Vater beispielsweise schleudert Gid einmal folgendes entgegen:

„Weißt du, daß du ein ganz schäbiger, feiger Hund bist? Ich hab mein Leben lang noch nie so etwas gesehen wie deine Stimmenthaltung bei Gabys Angriffen gegen Mama. Du hast sie ja stets nur als deine Hausfrau betrachtet. Als eine angenehme Wirtschaftlerin, die obendrein noch blendend aussah, mit der man Staat machen konnte. Vor den anderen heulst du die Taschentücher voll, wenn die Rede auf Mama kommt. Aber wenn die Familienmafia über sie, die sich nicht wehren kann, herfällt, steckst du den Kopf in den Sand und stellst dich taub. So sind sie, die Patriarchen, die ich so sehr bewundere! Ein selbsternannter, unumschränkter Familienherrscher, das möchtest du sein. Dabei bist du nur ein von Komplexen geschütteltes Minderwertigkeitsbündel. Du warst schon



In einem der Räume dieses Hauses am Mittereggerkreuz in Lienz dachte sich Gerold Foidl seinen „Richtsaaal“. Hier wohnten seine Großeltern Ferdinand und Dorothea Gasperotti.

Foto: Prof. L. Außersteiner

großartig!“ (G. Foidl, *Der Richtsaal*, S. 76)

Aus etwas anderem Holz geschnitzt ist der Arztonkel Elmar. Er ist die Speerspitze von Großmutter's Familienaufstiegs- und Absicherungshoffnungen und in allem ihr wichtigster Handlanger.

Die Großmutter

Die Großmutter nun verdient unser ganzes Interesse. Sie verkörpert das Element einer besonderen Beharrung, ja Archaik. Das Erzähler-Ich bringt ihr durchaus ambivalente Gefühle entgegen. Gid Flora sieht in ihr seinen eigentlichen Gegner. Sie, so ist er überzeugt, hat sein Leben zum Scheitern gebracht, und sie, so fürchtet er, wird auch noch das konsequente Eingestehen seines Scheiterns, den Selbstmord, scheitern lassen. Aber sie, so sagt er, habe im Grunde genommen sehr viel Ähnlichkeit mit ihm. Deswegen krache er auch dauernd mit ihr zusammen. Er könne nicht abstreiten, daß sie die einzige in der Familie sei, die er als Gegnerin respektiere.

„Jenseits der Siebzig und kämpft wie eine Löwin. Sie ist mutig und zäh. Eigenschaften, die mir sehr viel bedeuten. Ich werde von hier fortgehen und mir denken: Sie hat sich tapfer gegen mich gewehrt. Doch das erzeugt auch meinen Widerwillen gegen sie. Weil sie es mir unmöglich macht, nur Böses in ihr zu sehen. Sie macht es mir schwer.“ (G. Foidl, *Der Richtsaal*, S. 89)

Diese Auseinandersetzung mit der Großmutter – über weite Strecken gedanklich, innenperspektivisch geführt – ist der entscheidende Sprach- und Geschehensantriebsmotor des Romans. Diese Großmutter, so abstoßend sie uns vor Augen geführt wird, verkörpert doch auch recht kämpfe-

risch und listig das Prinzip des „Trotzdem-ja-zum-Leben-Sagens“. Sie ist im doppelten Wortsinn „beharrlich“. Einmal ist damit ihre unerhörte Zähigkeit gemeint, mit der sie ihre Ziele verfolgt. Zum anderen ist sie beharrlich in dem Sinne, daß das Hauptziel, welches sie im Auge hat, ein urarchaisches ist, nämlich der Fortbestand und die Verbesserung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zukunftschancen des Clans. Diesem Ziel ist sie alles zu opfern bereit: die Leibesfrucht und das Lebensglück der eigenen Tochter, da das uneheliche Kind den „guten Ruf“ der Familie schmälern und deren inneres Gefüge beeinträchtigen könnte, das Lebensglück des Enkels, da dessen „Unberechenbarkeit“ zum beruflichen Ruin des Arzt-Onkels Elmar hätte führen können, womit die gesellschaftliche Verankerung riskiert gewesen wäre.

Einer Katharina von Medici nicht unähnlich, verfolgt sie ihr Hauptziel ohne jegliche moralische Skrupel. Individualität einzelner Familienmitglieder wird nicht im mindesten akzeptiert. Und die Familie fügt sich der starken Frau vorbehaltlos – bis auf Gid, mit Einschränkungen widersetzt sich auch dessen unglückliche Mutter. Beide haben folgerichtig mit den schlimmsten Sanktionen zu rechnen. Der so konstituierte Nachkriegsprovinzabsolutismus kann nicht einmal den Ausstoß aus seiner Gesellschaft in Betracht ziehen. Er kennt eigentlich nur das „Verdauen“ des Unfügsamen mittels seiner aus sich selbst heraus produzierten schärfsten, ätzendsten Magensekrete. In letzter Konsequenz liegt für Foidl darin auch Großmutter's verzweifelte Ringen begründet, den Selbstmord des Protagonisten doch noch zu verhindern.

Sie ist – alles in allem genommen – jedenfalls eine „große“ Frauenfigur, die dem antiken Mythos entstiegen sein könnte, eine Frauenfigur also, wie man sie nicht so bald findet, in der Literatur nicht und wohl auch nicht im wirklichen Leben.

Trotz ihres geschickten Taktierens gelingt es ihr aber nicht, den Suizid zu verhindern, sondern die „Technik“ versagt. Die Waffe ist, damit einen Selbstmord zu verüben, ungeeignet.

Der Selbstmordversuch

Die Tragödie des Selbstmordversuchs spielt sich am Ufer der Drau, auf der Höhe des Kosakenfriedhofs ab; dort also, wo der Siebenjährige sein entscheidendes Lebenstrauma erlitten hat.

Die Pistole leistet nur halbe Arbeit. Der Schuß aus der Waffe schlägt ihm „nur“ – wie nahezu alle Erfahrungen seines bisherigen Lebens – brutal auf den Mund. Dennoch muß er eine Art „Abtötung“ bewirkt haben, denn im weiteren Verlauf des Romans redet der Protagonist häufig auch in der Er-Form über sich.

Flora wird schwerstverletzt aufgefunden und in die Intensivstation gebracht. Dort verbringt er drei Monate, während derer er allmählich das Denken, später das Sprechen wiedererlernt. Sein Mundraum ist eine einzige Wunde. Trotzdem empfindet Gid Flora den Aufenthalt in dieser Station – nimmt man seine sonstige Gefühlslage zum Vergleich – geradezu euphorisch.

„Auf einmal empfinde ich eine unbändige Freude an diesem Zustand, der Leben

heißt. Wenn ich mir vergegenwärtige, daß ich vor wenigen Wochen den Versuch gemacht haben soll, mich zu erschießen, kann ich nur ungläubig den Kopf schütteln. Mein ganzes Denken schließt nun den Tod aus, meine Gedanken kreisen nur noch um das Leben“ (G. Foidl, *Der Richtsaal*, S. 104)

Einen weiteren Monat verbringt der Genesende auf der HNO-Station. Und da rollt vor seinem inneren Auge der erste Aufenthalt mit all der seinerzeit erlittenen Demütigung, Verlassenheit und Hoffnungslosigkeit nochmals – für uns Leser aber erstmals – in seiner ganzen Entsetzlichkeit ab. Wir begegnen nun – durch das Brennglas „*Psychiatrie*“ gesehen – dem Großkollektiv, der „*Gesellschaft*“ und deren Domestikationsapparat.

Dieser dritte Teil des Manuskripts, die Publizierung der Psychiatrie-Anklage, erschien seinerzeit (im Jahre 1978) dem Walter Verlag/Olten zu riskant. Die Herausgeberin, Frau Dorothea Macheiner, hat im Nachlaß des Autors diesen ungedruckten Teil des Manuskripts entdeckt, mit dem der Roman ursprünglich hätte schließen sollen. Die Neuauflage der Edition Löwenzahn vom Jahre 1998 beläßt den Text, wie Frau Macheiner versichert, in größtmöglicher Nähe zur Originalfassung und riskiert erstmals die Veröffentlichung auch des dritten Teils.

Im Irrenhaus-Mistkübel

Noch in der HNO liegend, gewärtig, bald in der Psychiatrie überstellt zu werden, löst dies bei Flora eine nervenzermürbende, auch des Lesers Mark zerfressende Lawine von Erinnerungen an jenen Aufenthalt vor zehn Jahren in ebendieser Psychiatrie, dieser „*Verschrottungsanlage*“, dieser „*Gehirnzerstörungsanstalt*“ aus, in der man „*aus Überlebenszwang unter Kotzen den Charakter denaturiert*“.

Der Leser wird mithineingezwungen in eine wahre Hölle unmenschlicher Leiden und menschlicher Niedertracht, Das System, so Flora, funktioniert in hohem Maße autoreferentiell. Das heißt: Wen es einmal in die Fänge bekommt, den läßt es so leicht nicht mehr los. Die handelnden Ärzte und das Pflegepersonal sind es scheinbar ihrer Selbstachtung schuldig, in den ihnen überantworteten Opfern jene Symptome zu diagnostizieren, auf deren oft vagen Verdacht hin diese eingeliefert worden sind. Sie machen sich zu brutalen Handlangern von Erbschleichern oder, wie im Falle Gid Floras, einer simplen Verwandtenracheaktion. Wer nicht, wie die Einlieferungsdiagnose behauptet, paranoid, schizophren, manisch-depressiv, dement etc. ist, der wird es garantiert unter der Einwirkung von Elektroschocks, Wasserbädern, Lungenintubationen, Stößen in die Nierengegend, Fastenkuren oder Schlägen in den Bereich des Solarplexus, verabreicht etwa durch den „*Pflegerwächterschläger*“ Franz. Einige Mitpatienten verrecken elendiglich vor den Augen Floras, des „*Elfers*“, wie er auf der Station heißt, an den Folgen derartiger „*Maßnahmen*“.

Besonders der ehrgeizige Stationsarzt Dr. Julius Hetzer hat es sich zur Aufgabe

Grabstätte von Gerold Foidl und seiner Mutter am Friedhof von Kötschach.
Foto: Prof. Manfred Wassermann



gemacht, den vierzehnjährigen Flora in die entsprechende Schublade seiner Fachdiagnostik zu verbannen. Die „*Bettennummer elf*“ aber entwickelt eine spezielle Strategie, das System zu konterkarieren. Dazu, so erkennt sie, bedarf es zunächst der möglichst kaltschnäuzigen Systemanalyse. Zu diesem Zweck wird ihr Ich quasi „*amöboid*“. Es versetzt sich zeitweise direkt hinein in das Innere der systemtragenden Figuren. Aus der Innenperspektive seiner Todfeinde gewinnt Flora die nötige Systemkenntnis und entwickelt daraus nun eine Art Gegenstrategie. „*Man muß herausfinden, was die unter normal verstehen. Dann ist man draußen*“, erkennt er. „*Will man hinauskommen, muß man die Sprache des Irrenhauses sprechen. Keineswegs darf man die Ausdrücke der Realität verwenden*.“ Die „*Wahrheit*“, so seine Einsicht, „*ist drinnen dasselbe, als würde man freiwillig Arsen schlucken, um eine Malaria zu kurieren*.“ Diese systemerzwungene Verstellung geschieht aber zum Preis einer radikalen inneren Veränderung. Flora freut sich nun etwa, wenn Leidensgenossen aneinandergeraten und ihre Hölle dadurch noch verschlimmern.

„*Die Tortur brennt einem für immer das Gespür für die Grenzen ein, wie weit sich Menschen untereinander grausam quälen können, und dadurch ändert sich entscheidend der Charakter. Später begreifen die anderen nicht, was sie einem getan haben sollen, wenn man oftmals grausam ist. Das Gefühl für Erbarmen und Mitleid verloren hat. Gleichzeitig sich selbst aber nicht minder quälend. Es geht ureigen in die Persönlichkeit über. Aus der Grausamkeit heraus begreift man nämlich am ehesten und zuallererst, daß sie geeignet ist, die klinkenlosen Türen des Irrenhauses zu öffnen. Was hier getan wird, ist Zwang. Vergewaltigung. Umpolung. Zerstörung. Zerstörung. Ohne Renovierungsmöglichkeit*.“ (G. Foidl, *Der Richtsaal*, S. 130 f)

Und in der Tat, was nun noch in der Brust Floras liegt, nennt dieser „*schwer, dreckig, hartgebrannt, bis zum jederzeit möglichen Zersplittern*“. Wenn er in Zukunft an das Erlebte denkt, „*riecht er das abscheuliche Stinken des Gefühlsfleisches in seinem Innern. In seiner Seele steckt nun ein morscher, fauliger Baum-*

strunk anstatt des früheren Gewissens.“ Er heißt zwar noch genauso „*Gid Flora*“, ist es aber nicht mehr. (Jetzt – angesichts dieser nun verstehbar gewordenen „*Verwandlung*“ – hat der Leser auch die Erklärung für die unglaubliche Härte, mit der Flora die verbale Auseinandersetzung mit einzelnen Mitgliedern seiner Familie im ersten Teil des Romans führt. Er begreift auch, daß ohne diesen letzten Teil dem Gesamtwerk etwas Konstituives fehlt.)

Seine Strategie, mehr aber noch viel Glück (ein sehr seltener Moment) haben schließlich doch zur Entlassung des Gid Flora aus der Psychiatrie vor zehn Jahren geführt. Einmal mit der Strategie vertraut geworden, wird er auch jetzt – zehn Jahre später – nach nur viertägigem Aufenthalt in der Psychiatrie als von seiner Suizidgefährdung „*geheilt*“ entlassen und geht „*zögernd durch die Tür der Psychiatrie nach draußen, wozu man Freiheit sagt*“.

Der Roman „*Der Richtsaal*“ hinterläßt einen zutiefst betroffenen, in hohem Maße verunsicherten, ja verstörten Leser. „*Der Richtsaal*“ thematisiert die Erosion des Humanen auch in unserer provinziellen, scheinbar so heilen Kleinbürgerwelt. Die behandelten Ereignisse liegen zwar schon geraume Zeit hinter uns, über vieles ist das Gras der Zeit gewachsen. Aber wie heißt es so treffend: „*Es wird schon ein Kamel kommen, das es wieder wegfrisst*.“ Dieses Kamel, vielleicht aber auch mancher reife Leser, verspürt in sich den Stachel einer bangen Frage: Welche Anteile meines eigenen Selbst entstammen einer ähnlichen oder vielleicht sogar derselben Konkursmasse? Inwieweit ist mein (eigenes) Da-Sein als Spät-/Nachgeborener seelisch, moralisch, wesensmäßig hineingezopft in das nissenverseuchte Haarband dessen, was man so landläufig „*Vergangenheit*“ nennt? Fortsetzung folgt

IMPRESSUM DER OHBL.:

Redaktion: Univ.-Doz. Dr. Meinrad Pizzinini. Für den Inhalt der Beiträge sind die Autoren verantwortlich.

Anschrift des Autors dieser Nummer: Mag. Lois Außersteiner, A-9900 Lienz, Dolomitenstraße 41.

Manuskripte für die „Osttiroler Heimatblätter“ sind einzusenden an die Redaktion des „Osttiroler Bote“ oder an Dr. Meinrad Pizzinini, A-6176 Völs, Albertstraße 2a.